



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse, Robert: Aus der Jugendzeit : Erinnerungen : 7. Allerlei Einwirkungen
auf die Erziehung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Man kehre doch zunächst vor seiner eignen Thür! Gewiß wird es Verleger geben — wenn man es aus so vertrauenswertem Munde hört, wird man es nicht bezweifeln, zumal wenn es eine so kluge Firma wie Teubner druckt und so dringend empfiehlt, denn sie muß es beurteilen können —, die selbstisch und rücksichtslos, auch gewissenlos gegen das Volk, die Literatur und die Autoren handeln, aber es gibt auch Autoren, die es nicht besser machen, und denen es auch nicht darauf ankommt, einen Verleger hineinzulegen, wenn sie nur ihren Vorteil dabei haben. Daß sich die Autoren vor Verlegerausbeutung zu wahren suchen, wird ihnen kein Vernünftiger verdenken, andrerseits wird man annehmen dürfen, daß kein kluger Verleger in der Luft am Verdienst leicht so weit gehn wird, sich durch Übervorteilen seiner ihm doch sehr wertvollen Autoren in Gefahr zu begeben, so wenig wie er die Preise so hoch schrauben wird, daß er sich den Absatz verdirbt.

Die Entstehung des Akademischen Schutzvereins darf man willkommen heißen, trotz des fatalen Beigeschmacks, den seine erste Betätigung hat, namentlich wenn er seine Zwecke dahin erweitert, auf die Beschränkung unnützer literarischer Produktion hinzuwirken. Dann wird er die Erfahrung machen, daß seine übrigen Zwecke zum guten Teil überflüssig sind; er wird den anständigen Teil des Buchhandels auf seiner Seite haben und wird in dem organisierten Buchhandel keine gefährliche Geheimbündelei mehr sehen, sondern eine Kraft, auf die er sich stützen kann. „Vereint mit dir!“ wird es dann heißen können. Und das bleibt doch auch das Gebotne und das Vernünftige. Einigkeit macht stark, Zwietracht säen kann nur Schaden bringen und schwächen in dem Kampfe gegen Mißstände, die man beseitigen möchte — vorhanden sind sie in beiden Lagern, die man jetzt unklugerweise gegeneinander aufzubringen trachtet, statt hüben und drüben die Vernünftigen zu sammeln.

Aus der Sommerfrische

J. Grunow



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

7. Allerlei Einwirkungen auf die Erziehung



ein Vater ging davon aus, daß man Kinder schon früh zu einer gewissen Selbständigkeit erziehen müsse. Er ließ uns viel Freiheit, manchmal wohl zuviel. Damit hing zusammen, daß er uns schon frühzeitig auf seine kleinern oder größern Fahrten und Geschäftsreisen mitnahm, und daß er jeden schicklichen Ausflug aus dem Elternhause begünstigte. Ein Junge, meinte er, muß früh wissen, wie es in der Welt aussieht; er muß soviel wie möglich lernen, auch aus Büchern; aber er muß dabei lebendige Anschauungen haben, wenn er gedeihen und seine Entwicklung gesund bleiben soll.

In meinem fünften Jahre, unmittelbar bevor ich in die Schule kam, habe ich meine erste Reise gemacht. Sie galt einem Besuche der Eltern meiner zweiten Mutter in Halle. Ein Vetter der Mutter fuhr mit eiguem Geschir nach Halle und hatte sich erboten, mich mitzunehmen. Da wurde mir mein „Matin,“ ein dunkelgrüner Flauchmantel, angezogen, Wäsche und Nachtzeug wurden eingepackt, und fort ging es auf offenem Wägelchen über Ascherleben, Eisleben und Alsleben, wo wir auf einer Fährre die Saale passierten, nach Halle. Die Entfernung betrug neun Meilen. Bei den Großeltern und den unverheirateten Schwestern meiner

Mutter fand ich die freundlichste Aufnahme. Im Hause der Großeltern wohnten und verkehrten zahlreiche Studenten. Auch sie nahmen sich meiner an, und im Botanischen Garten habe ich mit dem einen oder dem andern von ihnen Pferd gespielt. Nach drei Wochen wurde ich eines Abends in ein Gasthaus vor der Stadt gebracht und dort von dem Kaufmann Schmerwitz und seiner Frau, die von der Leipziger Messe kamen und im eignen Wagen nach Quedlinburg zurückfuhren, in Empfang genommen. Anderntags in der Frühe ging es zurück nach Hause. Für einen vierjährigen Jungen war das eine Reise, von der er etwas erzählen konnte.

Ich muß damals ein frischer und geweckter Knabe gewesen sein. Mein jetzt kahler Kopf war mit einer Fülle natürlicher blonder Locken bedeckt. Gegen den Widerspruch meines jeder Citelkeit abholden Vaters ließ meine Mutter mich die Locken lang tragen, und diese erregten die Bewunderung nicht nur unsrer Dienstmädchen, sondern auch aller Tanten und Basen. Von den Schwestern meiner Mutter wurde ich in Halle nicht wenig gehätschelt. Ich mußte ihnen Lieder vorsingen, die ich zuhause von den Dienstmägden gelernt hatte: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen,“ „Ich habe den Frühling gesehen,“ ein sentimentales Liebeslied, und andre. Das mag im Munde eines vierjährigen Jungen drollig genug geklungen haben. Jedenfalls wurde ich dafür sehr gelobt und viel abgeküßt. Der Großvater in Halle gab mir auch Schreibunterricht. Seine etwas geschnörkelten Buchstaben gefielen mir aber nicht.

Das unruhige Geschäftsleben in meinem Vaterhause war einfach, ohne jeden Luxus und in meiner frühesten Jugend nicht ohne patriarchalischen Anstrich. Im Hause waren verhältnismäßig viel Diensthoten. Neben dem Kutscher, der zugleich die mit zwei Pferden betriebne Rossmühle besorgte, hatte ein Brennmeister für die Brennerei und die damit verbundene Preßhefenfabrikation zu sorgen. Zu seiner Hilfe waren in der Brennerei zwei Mägde beschäftigt, denen zugleich die Wartung des Mastviehs oblag. Im Haushalt halfen meiner Mutter ein Küchenmädchen und ein Hausmädchen, zu denen später noch ein Kindermädchen kam. Unser Haus hatte eine große, durch zwei Stockwerke reichende, gepflasterte Hausflur. Aus dieser gelangte man auf einer breiten, schönen Eichenholztreppe von etwa zwölf oder vierzehn Stufen auf einen Vorplatz im Hochparterre, und von dort führte eine weitere Treppe in zwei Absätzen ins erste Stockwerk. Dort kam man zunächst auf einen großen, mit Gipsanstrich ausgegossenen Saal, um den herum eine Reihe von Kammern und die beste Stube mit einer daran grenzenden Gastkammer lagen. Diese beiden gut möblierten Zimmer wurden aber nur selten gebraucht, wenn Fremdenbesuch kam, der mit uns auf gleichem Fuße behandelt wurde, oder wenn bei den Manövern Offiziere als Einquartierung ins Haus kamen. Vom Saale aus führten Treppen zu den ungemein weitläufigen Hausboden, auf denen das für die Brennerei benötigte Getreide und Malz in großen, sorgfältig zusammengeschippten Haufen lag. Das ganze Gehöft bildete ein großes Viereck, und die Boden aller vier Flügel des Hauses standen untereinander in Verbindung. Wer dort nicht Bescheid wußte, konnte sich gründlich verirren. An den Saal schloß sich eine lange, offene Galerie, an der über der Brennerei unten noch eine Reihe von Kammern für die Diensthoten und andre häusliche Zwecke lagen. Das Leben der Familie vollzog sich in den Räumen des Hochparterres. Dort lag nach vorn hinaus die dreieckige sogenannte gute Stube mit der Aussicht auf die schnell fließende Bode, auf die Lange Brücke und auf einen jenseits der Bode liegenden, von einigen Wohnhäusern umsäumten und mit Bäumen bestandnen Platz. Links vom Vorplatz lag die Wohn- und Eßstube, aus der eine Tür unmittelbar in die durch zwei Stockwerke gehende Brennerei, das sogenannte Brennhaus, führte. Zwischen dieser Wohnstube und der guten Stube lag in der Mitte die Küche, während die Waschküche unten neben der Rossmühle lag. Das Ganze bildete also mit dem auf zwei Seiten von Ställen und Boden umschlossenen Hofe ein ziemlich weitläufiges Anwesen.

An der Fensterseite der Wohnstube, deren Aussicht gleichfalls auf die Bode und einen gegenüber liegenden, lauschigen, grünen Gras- und Baumgarten ging,

stand ein großer, viereckiger Esstisch, zwischen ihm und dem Fenster eine mit weißer Ölfarbe gestrichene Bank ohne Lehne und eine ebensolche an der Wand nach der Küche zu. Bei Tisch saßen die Mägde und wir Kinder auf den beiden Bänken. An den andern beiden Seiten des Tisches saßen auf birkenen Rohrstützen die Eltern und die auswärtigen Schüler des Gymnasiums, denen mein Vater einen Freitisch gewährte. An zwei oder drei Tagen der Woche, zuweilen auch noch öfter, kam ein solcher Schüler bei uns zu Tisch. Es waren immer Söhne von Landgeistlichen oder Lehrern, denen auf diese Weise die Möglichkeit gewährt wurde, sich in anständigen Familien durchzusehen. Eine schöne und wertvolle Mildtätigkeit, die für wohlhabende Bürgerhäuser in Quedlinburg damals so ziemlich als selbstverständlich galt. Davon wurde nicht das mindeste Aufheben gemacht. Daß die Mägde mit am Tisch aßen, war alt hergebracht. Meine zweite Mutter stellte es aber bald ab. Diese Tischgemeinschaft mit dem Gesinde hatte ihre nützlichen und guten Seiten, kam aber allmählich mehr und mehr außer Gebrauch. Geessen wurde von blank gepuzten Zinntellern, deren wir eine große Menge besaßen. Auf die Mitte des Tellers war ein blankes Kreuz gescheuert, wohl weniger als Symbol als zum Schmuck. Nur die Suppe wurde von schlichten, weißen Porzellantellern geessen. Eltern, Kinder und Freitischschüler aßen mit silbernen Löffeln, die Dienstboten mit Zinntellern. Messer und Gabeln waren von Stahl mit schwarzen Holzgriffen. Einen Braten gab es zu Mittag äußerst selten. Das Essen war aber schmackhaft und kräftig. Die Zeit des Mittagessens war pünktlich um zwölf Uhr. Abends aßen die Dienstboten nicht mit uns am Tische. Auch das Abendessen bestand regelmäßig in einem warmen Gericht, einer Eierspeise, Kartoffeln in der Schale mit einer entsprechenden Zukost oder auch gebratnem Fleisch. Nur des Sonntags kamen die Dienstboten auch Abends zum Essen. Dann gab es immer einen Braten zum Abendessen, den die Mutter vorschnitt und verteilte. Diese einfache, gute Ernährung hat sicherlich viel zu meiner gesunden körperlichen Entwicklung beigetragen. Getrunken wurde bei Tisch überhaupt nicht, weder Wein, noch Bier, noch Waffer. Dagegen gab es Abends nach Tisch ein Glas leichtes Braumbiers oder Broihans. Zum zweiten Frühstück oder Nachmittags zum sogenannten Viertemahl (Vesper- oder Vieruhrbrot) bekamen wir ein einfaches Butter- oder Schmalzbrot. Belegte Butterbrote galten als „doppelte Fourage“ und als ungehöriger Luxus. War einmal keine Butter zur Hand, so gab es auch wohl ein einfaches Stück Schwarzbrot, das mit Salz bestreut war. Dazu sagte die Mutter dann zur Ermunterung jedesmal: „Salz und Brot macht die Backen rot.“ Manche unsrer Spelkameraden setzten zwar hinzu: „Aber Butterbröter machen sie noch röter“; allein uns schmeckte auch Salz und Brot ganz prächtig, und nie haben wir uns über schmale Kost auch nur andeutend eine Klage erlaubt.

Für den Besuch von Honoratioren hatte mein Vater immer einen mäßigen Vorrat guten, sogenannten weißen Franzweins (Haut Sauterne) oder auch roten Bordeauxweins im Keller. Er bezog ihn von der Weinhandlung Pappée und Büschhoff in Braunschweig. Alljährlich einmal stellte sich Herr Büschhoff persönlich bei uns ein, um sich seine Bestellung abzuholen. Er war mit einer Quedlinburgerin verheiratet, nannte aus diesem Grunde, obwohl die Verwandtschaft kaum noch festzustellen war, meinen Vater „Herr Better“ und war der Typus eines elegant gekleideten, etwas überhöflichen Geschäftsreisenden. Einmal war später auch davon die Rede, daß ich als Lehrling in sein Geschäft eintreten und Weinhändler werden sollte. Ich hatte aber keine Lust dazu. Als ich ungefähr elf Jahre alt war, nahm mein Vater mich einmal mit auf eine Geschäftsreise. Sie führte uns auch nach Braunschweig, wo wir Herrn Büschhoff besuchten. Seine luxuriös ausgestattete Wohnung machte auf mich einen imponierenden Eindruck. Er ging damals mit uns in das herzogliche Hoftheater. Ich entfinne mich aber nicht einmal mehr, welches Stück gegeben wurde. Jedenfalls habe ich aber einen tiefern Eindruck davon mitgenommen.

Mehr als das Theater interessierte mich damals „das Bruch,“ ein fruchtbarer, ehemals sumpfiger, allmählich aber rationell meliorierter Landstrich zwischen dem Huhwalde und dem Elm. Im Bruch und an seinem Rande liegen eine ganze Reihe stattlicher Dörfer. Diese Dörfer aber waren in meiner Jugend das Hauptabsatzgebiet für den in der Brennerei meines Vaters hergestellten Alkohol. Hier wohnten unsre „Kundleute,“ das heißt behäbige Bauern, die zugleich Schankwirte waren. Von Zeit zu Zeit kamen sie mit ihren stattlichen Gespannen nach Quedlinburg, um dort ihre leeren Branntweinfässer wieder füllen zu lassen. Sie spannten dann in unserm Hause aus, wurden freundlich aufgenommen und als altbekannte Gäste des Hauses mit einer gewissen Vertraulichkeit behandelt. Sie aßen mit an unserm Tisch und übernachteten in einem besonders für sie bereit gehaltenen Zimmer, der Kundmannskammer. In der Frühe des andern Tags fuhren sie dann mit ihren inzwischen gefüllten Fässern und den etwa sonst noch in der Stadt gemachten Einkäufen wieder ab. Sie waren auch für uns Kinder gern gesehene Gäste. Meistens brachten sie uns kleine Geschenke mit: Kiebitzeier, besonders schönes Obst, Erdäpfel, auch selbst gezimmertes Spielwerk, zum Beispiel eine mannshohe Windmühle und ähnliches. In ihren langen, dunkelblauen oder schwarzen, rot gefütterten Röcken sahen sie äußerst stattlich aus. Sie waren nicht ohne hartköpfiges Selbstbewußtsein, rechte Typen des wohl situierten niedersächsischen Bauern. Abends nach Tisch saßen die anwesenden Kundleute mit meinen Eltern, uns Kindern und auch wohl dem einen oder dem andern Nachbarn in unsrer Wohnstube um den großen Tisch herum. Dort wurden dann allerlei nützliche, zuweilen sehr lebhaft und ergötzliche Gespräche geführt. Ich entsinne mich namentlich der bei solchen Gelegenheiten gepflognen Unterhaltungen über die damals in der Luft liegenden kirchlichen und politischen Fragen. In dem Dorfe Anderbeck am Huh und in den benachbarten Ortschaften wohnte eine große Zahl unsrer Kundleute. In Anderbeck wirkte zu jener Zeit ein Pastor König, ein Hauptführer der sogenannten Lichtfreunde. Diese Lichtfreunde hielten in den Jahren vor 1848 unter Führung der Pastoren Uhlisch aus Bömmelte und Wislicenus aus Halle auf dem Bahnhofs in Rötthen freisinnig gerichtete, zahlreich besuchte Versammlungen ab, und die dort verhandelten Fragen bewegten damals die Herzen bis in die Tiefe. Unsre Kundleute aus Anderbeck und der Umgegend waren natürlich von der lichtfreundlichen Bewegung ebenso wenig unberührt geblieben wie mein Vater. Nur schnitten sie nach echter Bauernart alle Fragen mehr oder weniger persönlich auf den ihnen bekannten Pastor König zu. Teils nahmen sie für, teils gegen ihn Stellung, und zuweilen gab es aus diesem Anlaß an unserm Tische heiße Kämpfe. Doch gelang es meinem Vater immer, den äußern Frieden wieder herzustellen. Ich war noch zu jung, als daß die Einzelheiten dieser lebhaften Erörterungen bei mir haften geblieben wären. Nur eine dieser Szenen ist bei mir unvergessen. Eines Abends hatte man lebhaft über die Begriffe Gesetz und Evangelium diskutiert. Dabei schlug ein Kundmann aus Dingelstedt am Huh, namens Römmer, ein kluger Mann, im Eifer des Gesprächs mit der Hand auf den Tisch und rief aus: Was ist denn ein Gesetz? Wißt ihr denn, was ein Gesetz ist? Die Anwesenden, auch mein Vater, schwiegen. Keiner von ihnen mochte wohl im Augenblick den rechten Ausdruck dafür finden, was für ihn der Begriff des Gesetzes bedeutete. Römmer aber sagte ruhig und würdevoll: Ich will es euch richtig sagen, ein Gesetz ist ein bekannt gemachter Wille. Dagegen konnte niemand etwas einwenden, und das Gespräch gewann durch diese Wendung wieder eine ruhigere und sachliche Richtung. Mein Vater hat später diese von dem Bauern Römmer aus Dingelstedt gegebene Begriffsbestimmung des Gesetzes noch oft zitiert. Jedenfalls war sie die erste juristische Definition, die ich in meinem Leben gehört habe. Ich habe sie, so jung ich damals war, nie wieder vergessen. Als ich später in Heidelberg studierte, spitzte ich die Ohren, als der Professor von Wangerow in seiner Pandektenvorlesung die Frage aufwarf: Was ist ein Gesetz? Lächelnd mußte ich daran denken, daß ich schon als kleiner Knabe aus

dem Munde eines gewitzten Hufbauern eine Definition des Gesetzes gehört hatte, die im Grunde ungefähr auf dasselbe hinauskam, was der berühmte Rechtslehrer uns darüber zu sagen wußte.

Auf der oben erwähnten Reise nach Braunschweig besuchte mein Vater mit mir auch seine Kundleute in den Bruchdörfern. Überall wurden wir gastlich aufgenommen. In Alderstedt haben wir bei einem besonders wohlhabenden Kundmann auch eine Nacht über logiert. Natürlich in haushohen Himmelbetten. Wie schön waren diese Wanderungen mit meinem Vater durch das Bruch! Er zeigte mir den üppigen Graswuchs der mit Gräben durchzogenen Kunstwiesen, belehrte mich über die Heu- und Grummeternte, über Klee, Luzerne, Esparsette und Topinambur, über Raps und Rübsen, Sommer- und Wintergetreide. Er zeigte mir Störche, Niebiße und Bekassinen, Rohrdommeln und Wiedehöpfe und lobte die wirtschaftliche Lage der Bauern. Das waren frühzeitige Berührungen mit dem praktischen Leben, mit einer eigentümlichen Welt, die jenseits unsrer Stadtmauern lag. Wie manche praktische Anschauungen habe ich dadurch vor andern Stadtkindern voraus gewonnen! Wenn wir uns dann in Zerzheim in die dritte Klasse der damals noch jungen Eisenbahn setzten oder auf einer Haltestelle ausstiegen, um den Pastor loci aufzusuchen — mein Vater stand mit vielen Landpastoren der Umgegend auf freundschaftlichem Fuße —, wenn mich der Pastor dann auf mensa und amo examinierte und mir freundlich den Krauskopf streichelte, wie glücklich war ich! Wer kann ermessen, wie weit der Einfluß solcher Jugendeindrücke in das spätere Leben des Mannes hineinreicht?

Der richtige Gedanke meines Vaters, die Kinder schon früh an ein selbständiges Handeln zu gewöhnen, führte dahin, daß bei uns von Ängstlichkeit keine Rede war. In einem Alter, wo andre Kinder noch sorglich behütet wurden und kaum allein über die Straße gehn durften, schickte er mich schon als Boten über Land, vorzugsweise nach dem fünf Viertelstunden Wegs entfernten Dorfe Dittfurt. Er hatte dort eine Menge geschäftlicher und persönlicher Beziehungen. In der Dittfurter Feldflur besaß er mehr als hundert Morgen an einzelne Bauern verpachtete Äcker. Auch wohnten in Dittfurt mehrere seiner Hypothekenschuldner, und die Dittfurter Wirte waren seine Kunden. So fand sich häufig Gelegenheit, Mahn- und andre Briefe nach Dittfurt zu schicken. Ohne jedes Bedenken benutzte er mich dazu als Boten und überließ es mir, ob ich allein gehn oder irgend einen Spielkameraden mitnehmen wollte. Schon in meinem siebenten Jahre habe ich solche Gänge gemacht. Natürlich kamen dabei nur die schulfreien Nachmittage am Mittwoch oder Sonnabend in Frage. Für mich waren solche Gänge eine Lust. Furchtlos trottete ich den an Abwechslung reichen Weg immer an der Bode entlang, zwischen Wiesen und Äckern an den klappernden Mühlen vorbei und sah dabei eine Menge Dinge, von denen viele meiner Schulkameraden kaum eine Ahnung hatten: Hasen und Wiesel, Maulwürfe, Fischottern und Wasserratten, schimmernde Eisvögel und wilde Enten, kurz alles, was draußen krecht und flucht. Der Weg ging über den Klers, die schöne, von Allen umsäumte große Schützenwiese der Stadt, dann an der großen Tuchfabrik des Kommerzienrats Krage vorbei auf die Walkmühle zu — in Quedlinburg sagte man: Walkenmühle —, dann an der ein wenig seitwärts bleibenden Angermühle vorüber nach der Bleiweißfabrik, die von einem Herrn Kopp administriert wurde, und von da immer flußabwärts über baumreiche Wiesen und Acker nach Dittfurt. So lernte ich früh die Antwort auf ein damaliges Lieblingsrätsel der Quedlinburger Jugend: „Was liegt zwischen Kopf (Kopp) und Krage?“ Wenn der Gefragte antwortete: „Der Hals,“ wurde er ausgelacht. Die richtige Antwort war vielmehr: „Die Walkenmühle.“ In Dittfurt wurde der Brief abgegeben und je nach Umständen auf Antwort gewartet. In der Regel setzte man mir eine Tasse Kaffee oder ein Butterbrot vor oder schenkte mir ein paar Äpfel, und fröhlich trollte ich dann mit oder ohne Begleiter wieder nach Hause. Natürlich freute ich mich, wenn der Vater zufrieden war und auch

wohl anerkannte, daß der Junge sich schon nützlich machen könne. Besondere Lobeserhebungen vermied mein Vater, und das war pädagogisch sehr richtig. Der Junge hatte auszurichten, was ihm aufgetragen wurde. Tat er das, so war das nichts weiter als seine selbstverständliche Schuldigkeit. Darüber wurde kein Wort weiter verloren.

Allen Leibesübungen war mein Vater grundsätzlich zugetan. Sehr früh bekam ich Schlittschuh. Im Winter wanderten wir an den schulfreien Nachmittagen nach der halbwegs nach Dittfurt zu gelegenen Ruhwiese, die von der Bleiweißfabrik aus überschwemmt wurde und bei Frostwetter eine herrliche Eisfläche darbot. Schon in achten oder neunten Jahre bekam ich Schwimmunterricht, und den ganzen Sommer lang wurde täglich kalt gebadet und geschwommen. Daß ich am Turnen teilnehmen mußte, verstand sich von selbst, und der einfache Turnanzug aus grauem Drill wurde auch in der Schule und zuhause mit Vorliebe getragen. Unsere Lehrer in der Volksschule machten mit ihrer Klasse dann und wann kleine Ausflüge. Entweder nach dem eine Stunde Wegs entfernten Steinholze, einem der Stadt gehörenden anmutigen Wäldchen, oder auch nach Webbersleben und der Teufelsmauer, nach dem lieblich am Rande des Harzes liegenden Suderode, oder nach der Lauenburg und der Georgshöhe, oder gar nach der etwas entfernten Rosttrappe und dem Hexentanzplatz. Auf diesem bin ich mit Herrn Scharfe schon als siebenjähriger Junge gewesen. Damals gab es dort noch nicht einmal ein Wirtshaus. Nur eine Holzhauerköte, das heißt eine aus zusammengestellten Birkenstämmen hergestellte Hütte gewährte oben einigen Schutz gegen Wind und Wetter. Herr Scharfe hob uns Jungen einzeln auf die den Berggipfel krönende Klippe, hielt uns fest und ließ uns so auf der einen Seite in den gewaltigen Abgrund des Bodetals, auf der andern hinaus in die sonnenbestrahlte Landschaft nach Quedlinburg, Halberstadt und Magdeburg zu sehen. Diese Wanderungen stärkten uns Jungen, so müde sie uns auch zuweilen machten. Bei allen solchen Unternehmungen durfte ich dabei sein. Ich bekam dann von meinen Eltern ein Zweigroschenstück, um ein Glas Zuckewasser oder Braumbier, zur Not auch wohl ein unbelegtes Butterbrot kaufen zu können. So habe ich mich früh an das Wandern und seine anspruchslosen Freuden gewöhnt.

Überzieher für Jungen gab es damals nicht, wenigstens nicht für schulpflichtige. Wir trugen Jacken oder Röcke, die meist aus den nicht mehr gesellschaftsfähigen Kleidern des Vaters geschneidert waren. Damit zogen wir auch im kalten Winter auf die Schlittenbahn, die sogenannte Querbahn am Galgenberge. Da sausten wir, oft nicht ohne Gefahr, auf unsern eisenbeschlagen Handschlitten in großen Absätzen den recht steilen Berg hinab. Eine Mütze hatte ich zwar, trug sie aber nur selten, zum Beispiel Sonntags beim Kirchengang. Mein Vater sah Mützen als ein für Jungen ziemlich überflüssiges Kleidungsstück an. Im Sommer klebten wir uns Papierdrachen von beträchtlicher Größe, und wenn im Herbst die Felder frei wurden, ließen wir die Drachen vor den Toren der Stadt steigen. Die Berge vor der Stadt boten eine Menge Schlupfwinkel. Dort spielten wir Räuber und Gendarm mit einem Feuerkeiser, der auch wohl einmal zu einer Prügelei führte. In allen diesen Dingen wurde mir zuhause volle Freiheit gelassen. Nur hielt mein Vater mit unmachthafter Strenge darauf, daß wir regelmäßig unsere Schularbeiten machten. Die Schule ging selbstverständlich jedem Vergnügen vor. Der Schimpf, in der Schule als faul zu gelten, galt für unerhört unanständig. Immer wieder wurde uns von meinem Vater als die erste, ja beinahe einzige Aufgabe unsers Lebens eingepreßt, etwas Tüchtiges zu lernen. Er sprach es oft aus, daß ihm kein Opfer zu groß sei, und er ging dabei unbedenklich auch über die Schule hinaus. Ich habe vom zehnten bis achtzehnten Jahre regelmäßig Klavierunterricht empfangen. Leider schließlich durch meine Schuld mit immerhin nur mäßigem Erfolg. Ich hätte viel mehr dabei lernen können und müssen. Ebenso ließ mir mein Vater während meiner ganzen Gymnasialzeit regelmäßig außer der Schule Zeichen-

unterricht erteilen. Hier war der Erfolg noch mäßiger als bei dem Klavierspielen. Daß mag zum Teil an den Lehrern gelegen haben. Die größte Schuld daran habe ich aber mir selbst zuzumessen, meinem Mangel an Eifer und Ausdauer. Ich habe später eine größere Fertigkeit im Zeichnen und im richtigen Sehen der konkreten Formen oft sehr schmerzlich vermißt. Mein trefflicher Vater aber ist daran schuldlos. Er ließ uns jede Gelegenheit, bei der es etwas zu lernen gab, benutzen. Wurde in der Schule ein Bergwerk gezeigt oder kam eine Menagerie in die Stadt oder auch einmal ein einzelner Elefant oder ein wanderndes Museum, ein Rezitator oder ein Mann, der naturwissenschaftliche Vorträge hielt oder vergrößerte Schattenbilder mit einem sogenannten Hydrooxygengas-Mikroskop zeigte, nie wurde uns für solche Dinge, und wenn sie sich schließlich als Schnurrpfeifereien entpuppten, der nötige Groschen versagt.

Nur vom Theater hielt mein Vater nicht viel, wenigstens soweit es sich um uns Kinder handelte. Der Musentempel in Quedlinburg war freilich in meiner Jugend dürftig genug. Auf dem Mummental, einem Gutshofe, der für landwirtschaftliche Zwecke nicht mehr benutzt wurde, hatte man eine alte, geräumige Scheune, so gut oder so schlecht es gehn wollte, zum Schauspielhaus ausgebaut. Es war ein öder, häßlicher Raum, aber doch gaben wandernde Schauspielertruppen dort von Zeit zu Zeit Vorstellungen. Einige Jahre lang kamen sogar die herzoglichen Hofschauspieler aus Ballenstedt alljährlich für einige Wochen nach Quedlinburg und spielten dort, nebenbei gesagt, recht gut. Der Vater der nachmals so berühmte gewordene Johanna Wagner war in Ballenstedt als Bassbuffo engagiert, und seine Tochter Johanna, später Frau Wagner-Sachmann, hat in Quedlinburg zum erstenmal als Fanchon die Bretter betreten, die die Welt bedeuten. Natürlich zog uns Kinder das geheimnisvolle, alte Schauspielhaus mächtig an. Mein Vater aber wollte nichts davon wissen, und uns ein Theaterbillet zu kaufen, dazu bekamen wir kein Geld. Nur wenn einmal während der toten Saison ein sogenanntes mechanisches oder Puppentheater in das alte Schauspielhaus einzog, und dort die Erstürmung von Magdeburg durch Tilly aufgeführt wurde, ging mein Vater mit uns hin. Das genügte uns aber nicht. Es war auch dürftig genug, und es ging bei diesen Vorstellungen unglaublich kleinstädtisch und harmlos, doch aber nicht ohne einen gewissen Radau her. Auf den Anschlagzetteln hatte gestanden: „Bei vollständigem Orchester.“ Als wir aber hinkamen und unsre Sitze auf dem ersten Paß eingenommen, unsre Augen sich auch an das Dunkel des durch einige Öllampen nur äußerst schwach beleuchteten Raumes gewöhnt hatten, sahen wir, daß das Orchester nur aus einem stadtbekanntem, sehr dicken Musiker namens Elias und dessen noch jungem Sohn bestand, die sich anschickten, der Vater mit der Geige, der Sohn mit der Päckelflöte „das vollständig besetzte Orchester“ zu spielen. Darüber fing aber das enttäuschte Publikum an laut zu murren. Man rief plattdeutsch: „Wat is denn dat? Dat is kein Orchester. Dat is man bloß Olgas un sin Sohne! Olgas rut!“ Dabei erhob sich ein ungeheures Trampeln, Zischen, Schreien und Quietschen. Elias aber ließ sich nicht irremachen und fing ruhig an, einen Walzer oder eine Polka zu geigen. Er brachte auch den Lärm wirklich zur Ruhe, und Tilly im roten Rock eroberte wirklich vor unsern Augen das brennende Magdeburg. Die Sache hatte uns zwar belustigt; wir behaupteten aber, daß wir dieses Stück zu Hause auf unserm kleinen Puppentheater viel besser aufführten. Mein Vater gab zu, daß die Vorstellung wohl einiges zu wünschen übrig gelassen habe. Wenn wir ihn aber quälten, er möge doch mit uns nur ein einzigesmal in das „ordentliche“ Theater gehn, so vertröstete er uns regelmäßig auf seine beiden Lieblingsstücke, die aber nie gegeben wurden. Das eine war ein Lustspiel: „Sieben Mädchen in Uniform,“ und das andre war die Oper „Joseph in Ägypten“ von Mehul. Ich wenigstens habe es nicht erlebt, daß eins dieser Stücke in Quedlinburg gegeben wurde.

Desto größer war meine Neugier auf das „ordentliche“ Theater. Ich war

ungefähr acht Jahre alt, da kam im Winter die Ballenstedter Schauspielergesellschaft nach Quedlinburg. Ihr Regisseur hieß Bollbrecht und wohnte meinem väterlichen Hause schräg gegenüber. Er hatte einen netten Sohn in meinem Alter. Dieser Wilhelm Bollbrecht schlängelte sich bei unsern Spielen auf der Straße an uns heran und erzählte uns, daß an zwei aufeinander folgenden Tagen zwei herrliche Stücke gegeben würden: „Rochus Pumpernickel“ und „Der Glöckner von Notre Dame.“ In diesen Stücken würden auch Kinder auftreten, und wenn wir mitspielen wollten, so sollten wir den zweiten Akt der Zauberflöte umsonst sehen dürfen. Niemand werde uns erkennen, denn wir würden geschminkt. Es war eine große Versuchung, und ich erlag ihr. Ich schwankte einen Augenblick, denn ich wußte, daß mein Vater das Komödienspielen mißbilligen würde. Aber die Gelegenheit, das ordentliche Theater kennen zu lernen, war zu günstig. Von der bevorstehenden Aufführung der Zauberflöte sprach die ganze Stadt, und besonders lockte mich die Aussicht, geschminkt zu werden. Das mußte etwas ganz Besondres sein, da ich gehört hatte, alle ordentlichen Schauspieler würden geschminkt. Ich ging also Abends mit Wilhelm Bollbrecht und ein paar andern Jungen ins Schauspielhaus, wurde hinter die Szene geführt, und der Vater Bollbrecht fuhr mir mit einem roten Pinsel ein paarmal über das Gesicht und sagte, ich sei sehr schön geschminkt. Meine ohnehin roten Backen mögen ja auch wohl dadurch noch röter geworden sein. So liefen wir denn unter Wilhelm Bollbrechts Führung auf der Bühne wirklich als richtige Straßenjungen hinter dem auf einem Esel reitenden Rochus Pumpernickel her. Mir war gar nicht wohl dabei zumut, und beim Fortgehn aus dem Theater hörte ich zu meinem Schreck, daß eine Dame aus dem Publikum ihre Nachbarin fragte: „Haben Sie den kleinen Bosse gesehen? Er war unvernünftig geschminkt und lief wirklich hinter dem Esel her.“ Gleichwohl ging die Sache gnädig vorüber. Im „Glöckner von Notre Dame“ aber wagte ich, soviel ich mich entsinne, nicht mitzuspielen. Als meine Eltern von meinem ersten Debut erfuhren, war es zu einer Strafe schon zu spät. Ich kam mit nachdrücklichen Vermahnungen und dem Versprechen davon, es nicht wieder tun zu wollen. Aber den zweiten Akt der Zauberflöte habe ich damals wirklich zu sehen bekommen. Freilich fand ich mich ziemlich enttäuscht.

Schlimmer erging es mir bei einer andern Schaustellung. Eines Tags erschien in den Straßen der Stadt ein Bärenführer mit zwei Bären, einem Kamel und einigen Affen. Er durchzog mit seiner Karawane die Straßen, machte an geeigneten Stellen Halt, ließ die Bären nach seiner Querpfeife tanzen und die Affen allerhand possierliche Kunststücke machen. Die Melodie des schrillen, einförmigen Barentanzes mit Trommelbegleitung wußte ich zum Schrecken der Hausgenossen nur allzugut nachzuspielen. Ich habe damit viel Unfug getrieben und in Abwesenheit meines Vaters das ganze Haus damit zur Verzweiflung gebracht. Als der Bärenführer unserm Hause gegenüber vor der Langen Brücke Halt machte und seine Vorstellung gab, stand ich natürlich mit der gesamten Straßenjugend der Nachbarschaft bewundernd dabei. Plötzlich forderte er uns Jungen freundlich auf, das Kamel zu besteigen. Dieses ließ sich auf die Kniee nieder, und ohne alles Besinnen ließ ich mich hinaufheben. Hinter mir saßen allmählich wohl sechs ebenso leichtsinnige Jungen auf dem Rücken des Schiffes der Wüste. Raum hatte sich das Kamel zu unsrer Genugtuung wieder erhoben, sodaß wir hoch von oben auf die gaffende Menge herabschauten, da erschien einer der dressierten Affen und kletterte mit der nicht mißzuverstehenden Gebärde, daß er emsig nach etwas suche, über unsre bloßen Köpfe. Selbstverständlich unter dem Gelächter des dabei stehenden hochzuverehrenden Publikums. Auch mir erschien der Vorgang sehr spaßhaft, aber gar nicht schlimm. Wir kamen heil und unversehrt wieder herunter und waren auf unsern Kamelritt nicht wenig stolz. Vergnügt und ahnungslos ging ich hinüber nach unserm Hause. Von dort aber hatten meine Eltern mit Unbehagen aus den Fenstern zugehört, wie sich ihr unnützer Junge auf dem Kamel vor aller

Welt von einem Affen hatte — auf Ungeziefer untersuchen lassen. Das trug mir eine empfindliche Strafe ein. Ich fand diese aber empörend ungerecht. Verboten war mir das Kamelreiten bis dahin nie gewesen, und ich konnte darin durchaus keine Sünde erblicken. Und doch war dies zwar mein erster, aber nicht mein letzter Kamelritt gewesen. Auf der Orientreise, die ich als Kultusminister im Jahre 1898 nach Jerusalem gemacht habe, um dort der Einweihung der von unserm Kaiser erbauten Erlöserkirche beizuwohnen, habe ich am Rande der Libyschen Wüste unter den Pyramiden von Gizeh bei Kairo meinen zweiten Kamelritt ausgeführt. Er war ebenso lustig und vielleicht noch lustiger als jener erste. In meiner „Dienstreise nach dem Orient“ (Leipzig, bei Grunow, 1900) habe ich ihn beschrieben. Zu meinem Vergnügen dabei hat die Erinnerung an jenen strafbaren Ritt vor der Langen Brücke in Quedlinburg viel beigetragen. Dieser zweite Kamelritt wird nunmehr auch wohl mein letzter gewesen sein. Vergnüglich und harmlos aber waren sie beide.

(Fortsetzung folgt)



Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius R. Haarhaus

(Schluß)

13



Die Bewohner der Weisergasse waren sich darüber einig, daß man bei Billerois seit einiger Zeit vorzüglich speisen müsse. Die Franzosen fingen zwar erst Nachmittags um fünf mit ihrer Kocherei an, aber dann dufte es auch gleich so köstlich nach Gebratnem, daß man es drei Häuser weiter ganz deutlich rieche. Am letzten Sonntag, so ging das Gerücht, sollten sie sogar junge Enten gegessen haben. Glaubwürdige Leute schworen nämlich darauf, sie hätten in der Asche frischgerupfte Entenfedern gefunden, und die könnten nur von den Ausländischen dorthin geworfen worden sein. Und ein paar Tage später zeigte man sich die rote Schale von einem Krebs, aber von einem Krebs, der sechsmal größer gewesen sein mußte, als die Krebse, die man in der Laubbach fing. Dieser Fund erregte gewaltiges Aufsehen; ein Flickschuster, der ein Hausgenosse der Franzosen war und für alles Merkwürdige Verständnis besaß, brachte die sterblichen Reste des Wundertiers zum Kanonikus von Umbshelden, damit dieser sie seinem berühmten Naturalienkabinett einverleibe, wurde aber von dem geistlichen Herrn darüber belehrt, daß der Träger des seltsamen Panzers der Wissenschaft längst unter dem Namen „Hummer“ bekannt sei und keineswegs zu den Seltenheiten gehöre.

Mehr noch als Entenfedern und Hummerschalen beschäftigte die Phantasie der guten Leute ein ganzer Kreis von Legenden, dessen Mittelpunkt der alte vornehme Herr war, der bei Billerois zur Miete wohnte. Man betrachtete ihn mit stillem Schauder, denn es ging die Sage, er sei vor einiger Zeit geradezu von Paris gekommen, wo er den Kopf schon unter dem Fallbeile gehabt habe und nur durch ein in den Zopf verborgnes Stück starken Eisendrahtes gerettet worden sei. Doppelt auffallend schien es, daß ein Mann mit so entsetzlichen Lebenserfahrungen dennoch meist eine ganz vergnügte Miene zur Schau trug, und wie man ebenfalls aus sicherer Quelle wußte, noch an den Dingen dieser Welt so großen Anteil nahm, daß er jeden Mittwoch und jeden Samstag auf dem Markte die Lebensmittel in eigener Person einkaufte.

In mehr als einer Hinsicht mochten die Nachbarn in der Weisergasse über